

Redaktion und Administration: Krakau, Danajewskigasse Nr. 5
Telefon: Tag 2314, Nacht 3546
Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG.
Postsparkassenkonto Nr. 144.583.
Zuschriften sind nur an die Adresse „Krakauer Zeitung" Krakau 1, Abt. für Militär, zu richten.
Manuskripte werden nicht rückgesandt.

KRAKAUER ZEITUNG

Bezugspreis:
Einzelnummer . . . . 10 h
Monatsabonnement für Krakau mit Zustellung ins Haus K 2·40,
Postversand nach auswärts K 3·—
Alleinige Inseratenannahme für Oesterreich-Ungarn (mit Ausnahme von Galizien und den okkupierten Provinzen) und das Ausland bei M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I., Wollzeile 16.

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. U. K. FESTUNGS-KOMMANDOS KRAKAU.

III. Jahrgang. Sonntag, den 5. August 1917. Nr. 216.

Die Reichsgrenze östlich Czernowitz erreicht.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 4. August 1917. Wien, 4. August 1917.

Oestlicher Kriegsschauplatz:

Feindliche Entlastungsstösse nördlich des Casinutales und auf dem Tölgyes-Pass scheiterten an der tapferen Gegenwehr unserer Truppen.

Die Befreiung der Bukowina schreitet erfolgreich vorwärts. Osterreichisch-ungarische Kräfte haben sich nördlich von Kimpolung den Uebergang über die Moldawitza erzwungen. Westlich und nordwestlich von Radautz lösen sich die Kolonnen der Verbündeten aus dem Gebirge. Oestlich von Czernowitz stehen wir an der Reichsgrenze. Südlich des Dnjestr wurde diese überschritten. An der Zbruczmündung wiesen unsere Sicherungsabteilungen russische Kompagnieangriffe ab.

Italienischer Kriegsschauplatz:

Am Rombonhang erfolgreiche Patrouillenunternehmen. Gegen den Monte Santo sehr starkes italienisches Geschützfeuer.

Balkan-Kriegsschauplatz:

Unverändert.

Der Chef des Generalstabes.

Ereignisse zur See.

In der Nacht vom 2. auf den 3. August haben etwa 16 bis 20 feindliche Flugzeuge die Stadt und den Hafen von Pola mit rund 80 Bomben, darunter vielen Brandbomben belegt. In der Stadt wurden mehrere Schäden an Privathäusern verursacht, wobei von der Zivilbevölkerung 2 Personen getötet und 12 verletzt worden sind, darunter hauptsächlich Frauen und Kinder. An militärischen Objekten ist kein nennenswerter Schaden zu verzeichnen. Bomben fielen auch auf das Marinespital und auf den Marinefriedhof. Von Militärpersonen wurden im ganzen 2 leicht verletzt.

Flottenkommando.

Czernowitz.

Die kraftvolle Gegenoffensive der Verbündeten hat gestern die Hauptstadt der Bukowina nach heftigen Kämpfen vom Feinde befreit. Dreimal hat es die Kriegslage mit sich gebracht, dass Czernowitz der russischen Heereswoge überlassen werden musste, zum drittenmal hat unsere heldenmütige Armee den übermächtig scheinenden Gegner zurückgedrängt. Während aber gegen Ende Oktober des Jahres 1914 die kühne Tat des Obersten Fischer den russischen Eindringlich nur für wenige Wochen vertreiben konnte, der mit neuen Kräften am 27. November von neuem vorstiess, musste Brussilow im Verlaufe seiner Millionenoffensive im Juni des vorigen Jahres ungeheure Opfer bringen, um die bedeutendste Stadt im äussersten Osten der Monarchie zu erobern. Czernowitz schien nun für die Russen nach ihrer Auffassung gänzlich gesichert. Nach Mitteilungen, die aus der besetzten Stadt zu uns drangen, hatte der Russe sich vollkommen häuslich niedergelassen. Es wurden militärische Anlagen jeder Art eingerichtet und alles wies darauf hin, dass man in den massgebenden russischen Kreisen damit rechnete, für alle Zeiten das schöne und wichtige Kulturzentrum zu besitzen. Aber es sollte auch diesmal anders kommen, als die auf ihre zahlenmässige Ueberlegenheit stolze Entente erwartet hat. Die von Kerenski organisierte Offensive des innerlich kranken russischenHeereskörpers kam über die ersten Anfänge nicht hinaus. Alle Opfer an Menschen und Kriegsmaterial waren vergeblich, die Anstürme der russischen Massen zerschellten an dem so oft erprobten Widerstand unserer todesmutigen Truppen. Als schliesslich am 19. Juli die Verbündeten zur Gegenoffensive übergingen, zeigte sich am deutlichsten, dass zwar die Kerenski treuen Divisionen mit grösster Zähigkeit zu kämpfen verstanden, dass aber die Reserven und auch manche Gardetruppe infolge der gelockerten Disziplin vor dem übermächtigen Ansturm der österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen Reissaus nahmen. Erst im Grenzgebiet Galiziens und in der Bukowina rafften sich die russischen Nachhuten zu ernstlichem Widerstand auf und es kam zu ausserordentlich erbitterten Kämpfen, die aber überall zugunsten unserer unaufhaltsam vordringenden Truppen entschieden wurden. Mit der Einnahme von Czernowitz konnte das stolze Wort ausgesprochen werden, dass Galizien bis auf einen schmalen Streifen im äussersten Nordosten und die Bukowina zum grössten Teil befreit sind.

Wie ungeheuer wichtig und bedeutsam diese Waffentat der Verbündeten ist, mag auch durch die Erwägung bekräftigt werden, dass die grosse Hoffnung der Entente im vorigen Jahre, der Eintritt Rumäniens in den Krieg, wohl zum grossen Teile durch die Besetzung von Czernowitz u. derBukowina realisiert worden ist. Die Rumänen waren ihrer Sache ganz sicher und stürmten über die Grenzen Siebenbürgens vor, um nicht nur das Buchenland, sondern auch den reichen Teil des östlichen Ungarns in ihre Gewalt zu bekommen. Drei Monate genügten, um diesen verräterischen Gegner gründlich von der Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen zu überzeugen. Die wütenden Offensivstösse, die der rumänisch-russische Heeresteil seit einigen Wochen beiderseits des Casinutales führt, lassen erkennen, dass die russische Heeresleitung alle Mittel aufbietet, um das ihr ausgelieferte rumänische Volk immer von neuem zu aussichtslosen Opfern vorzutreiben. Szekler sind es vornehmlich, die dort die Grenzen ihrer Heimat mit oft bewährter Zähigkeit verteidigen und

die Entlastungspläne des Feindes zu Schanden machen. — Heute bilden die über Czernowitz führenden Strassen und Bahnen die letzte günstige und wertvolle Verbindung der weichenden russischen Armeen mit dem äussersten Westen Russlands. Daher ist auch die besondere Zähigkeit erklärlich, mit der die Russen diesen wichtigen Knotenpunkt zu halten trachten mussten. Dass alles vergeblich blieb, dass unsere Truppen durch nichts von der Erreichung ihres Zieles abzuhalten waren, ist der rühmlichste Beweis für die ungebrochene Kraft der Mittelmächte, es zeigt sich aber auch, wie die Russen alles aufgeboten haben, diesen letzten Schlag abzuwehren, der ihren arg erschütterten Ruf vollends vernichten musste. Was nützen angesichts solcher Ruhmestaten unserer Armeen alle Worte der Entente! Wie haltlos erscheinen unseren Siegen gegenüber die angsterfüllten Versicherungen der russischen provisorischen Regierung, dass Russland trotz allem den Krieg bis zur Erreichung seiner Friedensziele fortsetzen wolle! Die Wiedergewinnung von Czernowitz bedeutet die letzte Etappe auf dem Wege zur vollständigen Befreiung unserer östlichen Provinzen von der Russenherrschaft, die seit fast drei Jahren wie ein Alp auf diesen gelastet hat.

Das Echo dieser gewaltigen Tat kann nicht ausbleiben. Gestern wurde die Antwort bekannt, die Lloyd George auf eine Anfrage im Unterhause gegeben hat. Wenn auch die Hartnäckigkeit dieses englischen Kriegsfanatikers noch immer zu verspüren ist, so kann man aus seinen Worten dennoch deutlich die Sorge vor einer zunehmenden Erstarkung des Friedensgedankens in England heraushören. „Bleiben wir einig“, so ruft er der Volksvertretung zu, „sonst müsste ich selbst an unserem Siege verzweifeln!“ Diese Worte sind ein bedeutsames Symptom für die Erschütterungen, denen das führende Land der Entente ausgesetzt ist und die vorläufig nur durch die Sehnsucht nach der Stockholmer Konferenz herbeigeführt werden. Dazu kommt aber noch die schwere Niederlage der englisch-französischen Armee in Flandern, die sich schon nach dem ersten Tage der riesigen Offensive gezeigt hat, und nun die Eroberung von Czernowitz. Noch gestern hat Lloyd George gesagt, dass sich die Verhältnisse in Russland bessern. Die Hoffnung, die der westliche Teil des Vierverbandes auf diesen immer schwächer werdenden Freund und Schuldner setzt, hat mit dem gestrigen Tage einen neuen furchtbaren Schlag erhalten. Die Befreiung von Czernowitz, die alle Völker der Monarchie und der Verbündeten mit tiefster Freude erfüllt, erhält ihre wahre Bedeutung erst im Rahmen der gesamten Kriegsereignisse. Nicht nur die Wiedergewinnung des bedeutendsten Kulturzentrums im Osten, einer prächtigen für Handel und Industrie überaus wichtigen Stadt ist es, die heute zur Beflaggung und zum Jubel veranlasst, sondern die Bestärkung der Ueberzeugung, dass auch die grösste Uebermacht nicht imstande ist, die Existenz und den Entwicklungsgang Oesterreich-Ungarns und seiner treuen Verbündeten zu untergraben. e. s.

TELEGRAMME.

Der Einzug in Czernowitz.

Das Krakauer Hausregiment an der Spitze.

Wien, 4. August. (KB.)

Aus dem Kriegspressequartier wird gemeldet:

Schon am 2. August um 5 Uhr nachmittags drang eine Patrouille der 5. Infanterie-Truppendivision in Czernowitz ein, der im Laufe der Nacht eine kroatische Honvedpatrouille folgte. In enger Fühlung mit dem Gegner zogen sie über Czernowitz hinaus.

Am 3. August 7 Uhr 30 Minuten vormittags trafen die Spitzen der Infanteriekolonnen in der Stadt ein. Die glückliche Bevölkerung begrüsste die Truppen und Führer mit grossem Jubel. Eine Stunde später fand im Rathaus ein feierlicher Empfang statt, der durch eine Denkschrift verewigt wurde. Tausende glücklicher Menschen waren vor dem Rathause versammelt. Sprecher der Stadtverwaltung und der Geistlichkeit brachten in bewegten Worten die Freude und das Glück der Bevölkerung über den Einzug der k. u. k. Truppen zum Ausdruck. Der Höchstanwesende, Generalmajor Felix, antwortete. Tausendfacher Jubel war die Erwiderung auf die zündenden Worte des Generals.

Heeresfrontkommandant Erzherzog Josef zog an der Spitze von Abteilungen des Infanterieregimentes Nr. 13 und einiger Batterien um 12 Uhr 30 Minuten nachmittags ein. Auf dem Ringplatz wurde der Erzherzog von der Stadtvertretung und der Geistlichkeit feierlich begrüsst. Dem Obersten Kriegsherrn galt das erste Gedenken und das erste Wort des sieggekrönten Feldherrn. Jubelnd stimmten Soldaten und Bürger in das „Hoch!“ des Erzherzogs ein und als die schwarzgelbe Fahne vom Rathausturm wieder stolz und hoffnungsreich in das Buchenland sah, kannte die Begeisterung keine Grenzen. Von der Stadt selbst ist der Bahnhof bedeutend, Wasser- und Elektrizitätswerk ziemlich beschädigt. Die beiden Brücken sind ausgiebig gesprengt. Viele Wohnungen sind ausgeplündert.

Zahlreiche österreichisch - ungarische Kriegsgefangene, denen es gelang, im Wirbel des russischen Rückzuges zu entweichen, meldeten sich freudig bei den einrückenden Truppen

Die Vorgänge in Russland.

Ein neuer Militärkommandant von Petersburg.

Petersburg, 3. August. (KB.)

Kosakengeneral Nassilkowski wurde zum Oberbefehlshaber über die Truppen des Militärbezirkes Petersburg ernannt. Er tritt an Stelle des Generals Polowzow, der eine Berufung zur Feldarmee erhalten hat.

Bulgarischer Generalstabsbericht.

Sofia, 3. August. (KB.)

Der bulgarische Generalstab meldet:

Mazedonische Front: Wenig lebhaftes Artilleriefeuer zwischen den Seen, im Cernabogen, auf Dobropolje und südlich Doiran.

In der Moglenagegend wurde eine feindliche Erkundungsabteilung durch Handgranaten zurückgetrieben. Auf dem linken Wardarufer drang eine unserer Aufklärungsabteilungen in die feindlichen Gräben ein und fügte dem Gegner empfindliche Verluste zu.

An der unteren Struma wurden feindliche Erkundungstrupps durch unser Feuer vertrieben.

Rückgabe den Flotte an Griechenland.

Athen, 3. August. (KB.)

(Reutermeldung.) **Gestern wurde mit der Rückgabe der griechischen Flotte begonnen.**

Der Kreuzer „Hellas“ war das erste Kriegsschiff, das überwiesen wurde.

Die Reise der russischen Deputation.

Genf, 4. August. (KB.)

Die vier Mitglieder des russischen Arbeiterrates, die in London und Paris geweilt haben, reisen heute nach Italien weiter.

Die Blütezeit Perus.

Bern, 4. August, (KB.)

Der „Temps“ meldet aus Lima:

Der Kongress wurde am 31. Juli eröffnet. In seiner Botschaft erklärte der Präsident, die Regierung werde die strikteste Neutralität bewahren. Die wirtschaftliche und kommerzielle Lage Perus sei gut. Die Ausfuhr im Jahre 1916 habe 16 Millionen Pfund gegenüber einer Einfuhr von acht Millionen erreicht. Peru habe niemals eine solche Blütezeit gehabt

Die Einstellung des neutralen Handels.

Kopenhagen, 4. August. (KB.)

„Nationaltidende“ meldet aus Christiania: Es scheint, dass Amerika nun alle Ausfuhreingestellt hat. Zur Zeit liegen viele norwegische Schiffe vollbeladen in amerikanischen Häfen und dürfen nicht abfahren. Auch andere skandinavische Schiffe werden mit ihrer Ladung in Amerika zurückgehalten.

Es heisst, der Grund hiefür sei, dass das Kontrollsystem erst vollständig durchgeführt werden soll was nicht vor Mitte August zu erwarten sei. Die Schwierigkeiten für den Handel sind ausserordentlich gross, es werden sowohl amerikanische als englische Ausfuhrerlaubnisscheine verlangt.

Der gestrige deutsche Abendbericht.

Berlin, 3. August. (KB.)

Das Wolffsche Bureau meldet: 3. August abends.

Im Westen dauert die Kampfpause in Flandern noch an.

Im Osten ist durch den Siegeslauf der verbündeten Truppen Galizien fast völlig, die Bukowina bereits zum grössten Teile vom Feinde befreit.

EINGESENDET.

Dr. Josef Surzycki

in Krakau, Karmelickagasse 27 oder k. u. k. Festungsspital Nr. 3, bittet um Nachrichten über seine Tochter Fr. Halina Tołkacz in Kujawy bei Frampol (Podolien) und Frau Marie Żurakowska in Lipówka bei Tarnoruda. — Bei uns sind alle gesund.

Lokalnachrichten.

Auszeichnung. Seine k. u. k. Apostolische Majestät geruhten allergnädigst zu verleihen das Ritterkreuz des Franz Josephsordens mit der Kriegsdekoration und den Schwertern dem Major Othmar Aspelmayer, Kommandant der Sanitätsabteilung 15.

Schachkünstler S. Rzeszewski in Krakau. S. Rzeszewski, der sechsjährige, mehrfach ausgezeichnete Schachkünstler, ist auf seiner Reise von Warschau nach Wien in Krakau zu kurzem Aufenthalte eingetroffen. Der kleine Meister des königlichen Spieles wird morgen, Sonntag, den 5. August um 5 Uhr nachmittags im Saale

des Café City mit einigen der besten hiesigen Schachspielern Partien austragen, wozu alle Liebhaber des Schachspieles eingeladen werden. Eintrittskarten sind beim Saaleingang zu haben.

Wetterbericht vom 4. August 1917.

Datum	Beobachtungszeit	Luftdruck Millimeter	Temp. Cels. beobachtete	Temp. Cels. normale	Windrichtung	Bewölkung	Niederschlag
3/8.	9 h abds.	743	19·2	19·8	windstill	3/4 heiter	—
4/8.	7 h früh	743	15·8	17·9	W	bewölkt	—
4/8.	2 h nchm.	742	27·5	24·2	SO	heiter	—

Witterung vom Nachmittag des 3. August bis Mittag des 4. August: Heiter, mässig windig, warm.

Prognose für den Abend des 4. bis Mittag des 5. August: Schönwetter anhaltend.

Kleine Chronik.

In Flandern ist die englisch-französische Offensive am dritten Kampftage völlig zusammengebrochen. Die Verluste der Engländer sind unerreicht hoch.

Nach Schluss der Redaktion.

Der russische Rückzug.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 4. August.

Dem „Temps" zufolge wird sich Kerenski in das Hauptquartier begeben und dem dort stattfindenden Kriegsrat beiwohnen.

General Kornilow wird die Pläne über die Neugruppierung der russischen Streitkräfte vorlegen.

Man glaubt, dass die russische Armee sich auf eine Verteidigungslinie zurückziehen und künftig defensiv verhalten wird. Auch die rumänische Offensive soll eingestellt werden.

Oesterreich-Ungarn und die Entente.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Rotterdam, 4. August.

„Daily Chronicle" berichtet aus New-York: In Ententekreisen verlautet, dass die Ententestaaten in einem Gedankenaustausch über Oesterreich-Ungarn stehen, nach deren Abschluss ein wichtiger Schritt im Sinne der Friedenspolitik gemacht werden soll.

Deutscher Luftangriff auf Thasos.

Berlin, 4. August. (KB.)

Das Wolffsche Bureau meldet:

Am 2. und 3. August griffen deutsche Seeflugzeuge die englische Flugzeugstation auf der Insel Thasos im Aegäischen Meer erfolgreich an.

Starke Brandwirkung und zahlreiche Explosionen konnten beobachtet werden.

Die Schwierigkeiten Ribots.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Genf, 4. August.

Nach einer von der hiesigen „Tribune" veröffentlichten Pariser Depesche gilt die Lage des Kabinetts Ribot trotz der letzten Kammerabstimmung in gewissen Kreisen als ernst.

Das gestern vormittags zusammengetretene sozialistische Komitee hat den Rücktritt des Ministers Thomas gefordert.

Ribot beabsichtige eine Umbildung des Ministeriums. Die Vertagung der Kammer gebe Ribot einige Handlungsfreiheit, sich mit der Kabinettsfrage zu befassen.

Sollen wir Frösche essen?

Es gibt Menschen, welche diese Frage grundsätzlich verneinen, nicht etwa, weil sie die Schmackhaftigkeit jener Amphibien in Zweifel ziehen, sondern weil sie diesen um ihrer eigenen Geschmacksrichtung willen den Anspruch auf Schonung zubilligen. Denn von jeher leisten sie durch Vertilgung von Insekten, Larven und Würmern der Landwirtschaft grosse Dienste und neuerdings muss man ihnen auch ihre Vorliebe für Mücken als Verdienst um die menschliche Gesundheitspflege anrechnen, da deren in letzter Zeit nachgewiesene verhängnisvolle Rolle bei der Uebertragung gewisser Krankheiten ihre unerbittliche Bekämpfung fordert und jeden Bundesgenossen hierfür wertvoll macht. Für die Zerstreuung solcher Bedenken gegen den Genuss von Fröschen trifft es sich gut, dass nach zuverlässigem Urteil der Gastronomen die sogenannten Froschkeulen, unter welcher Bezeichnung die Schenkel des grünlichen Teichfrosches in den Handel kommen, erst im Herbst schmackhaft werden, also zu einer Zeit, wo dieser seine schätzenswerten sanitären Dienste bereits verrichtet hat. Während der ins Frühjahr fallende Laichzeit dagegen, die seinem Appetit besonders förderlich sein dürfte, ist der Genuss von Froschkeulen durchaus nicht zu empfehlen. Beim Einkauf derselben — bekanntlich bekommt man sie ganz fertig geputzt zu kaufen — achte man darauf, dass sie keine Anzeichen von Fäulnis aufweisen. Krötenschenkel verraten sich durch ihre schwarzgrüne Farbe, während die von den Kennern gesuchteste Ware weisses, nicht marmoriertes Fleisch aufweisen muss. Namentlich die Franzosen, diese notorischen Froschesser, die wegen ihrer Vorliebe für diese Kost von den Engländern frühere Zeiten in Wort und Bild weidlich verspottet wurden — besonders Hogarth und Garrick spielten das englische Bier und Rindfleisch höhnisch gegen die französischen Frösche aus — verstehen sich darauf, den Keulen das gewünschte Aussehen zu verleihen.

Aber nicht etwa, wie man früher annahm, durch eine besondere Mästung ihres Inhabers, sondern vielmehr mittels eines geschickten Verfahrens, das die eingefangenen Opfer, bis sie zu Markte gebracht werden, frisch erhält, und, wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, die zurecht gemachten Schenkel durch Aufsaugen von kaltem Wasser dick und zart erscheinen lässt. Besonders der Pariser Markt wird von der Vendee aus mit dieser Vorzugsware bedacht, die so grossen Absatz findet, dass man den dortigen Jahreskonsum auf rund 100.000 Franken einschätzt.

Die übrigen Provinzen begnügen sich mit der zweiten Sorte, die ohne Vorbehandlung verkauft wird und daher weniger zart und dick erscheint, sonst aber den gleichen Geschmack aufweist. Man bereitet die Froschkeulen auf verschiedenste Weise: als Frikasse oder als Ragout, mit Remouladensauce, in Teig eingerollt und ausgebacken, oder in Butter gebraten, nachdem sie in einer Marinade von Essig, Salz, Zwiebeln und Pfeffer gelegen haben, und richtet sie je nach Geschmack als selbständiges Gericht mit Buttersauce oder anderem Beisaft an; als Zugabe zu Weinsauerkohl sollen sich die gebackenen besonders eignen.

In manchen Gegenden gelten Frösche als beliebte Fastenspeise, besonders wird eine Fastensuppe gerühmt, in welcher die weichgekochten Schenkel mit hart gekochten Eiern und Erbsenpüree vermengt trefflich munden sollen. Angesichts solcher Zutaten lässt sich dann freilich die Kunde aus der Vorzeit, wonach fromme Einsiedler sich von Fröschen und Schnecken ernährten, in einem neuen Lichte betrachten. Vielleicht verstanden auch sie es schon, die Froschsuppe nach französischer Art durch vier- bis fünfstündiges langsames Ziehen zu gewinnen und mit Gemüssen und Butter zu würzen, oder sie einfach mit Butter und Wurzelwerk wie Fleischbrühe gar zu kochen, wodurch sie einen der Hühnersuppe ähnlichen Geschmack erhält und wie diese eine Einlage von Suppennudeln oder Reis verträgt.

Jedenfalls sollte niemand den Versuch scheuen, dem Beispiel der Froschesser aus Vergangenheit und Gegenwart — zu letzteren zählen auch die Amerikaner, denen freilich im Ochsenfrosch eine besonders grosse und dabei feinschmeckende Art zur Verfügung steht — zu folgen, besonders in einer Zeit, wo jede Abwechslung und Bereicherung unseres Küchenzettels willkommen sein muss, und die gründlose Ablehnung bisher unbekannter Gerichte keinerlei Berechtigung hat.

Verschiedenes.

Der Kalauer. Das 18. Jahrhundert in Frankreich, das die Witze so liebte, stempelte auch den Fachausdruck Calembourg. Man hat alle möglichen Erklärungen für das Wort aufgebracht. Ein witziger Apotheker sollte so geheissen haben. Der Ort Calembourg bei Diedenhofen, damals so genannt, sollte schuld sein — weshalb, wusste kein Mensch. Und solcherlei an den Haaren herbeigezogener Begründungen gibt es noch mehr. Aber alle diese Erklärungen haben wenig Wert. Das Wort Calembourg hat freilich einen Ursprung, der sich aber nicht durch Vermuten aus der Luft greifen lässt. Der Ursprung ist: ein paar Kilometer von Wien erhebt sich der Kahlenberg, ein stück Ausläufer der Alpen, gegen die Donau. Dort, in dem hübschen Weinort Kahlenberger Dorf, am Ufer der Donau, war ums Jahr 1340 ein wegen seiner Schnurren und Spässe bekannter Pfarrer, namens Wiegand. Ein lebenslustiger Schalk und daher bei dem Herzog Otto dem Fröhlichen in der Wiener Hofburg sehr beliebt. Auf diesen „Pfaffen vom Kahlenberge" sind, als er längst nicht mehr lebte, zu seinen eigenen Scherzen alle möglichen Anekdoten zusammengetragen worden, ähnlich, wie sie sich auch sonst gern auf bekannte und besonders gern auf hochgestellte Namen häufen. Man denke nur an Friedrich den Grossen oder an den sagenhaften Mikosch. So erschien auch um 1400, von einem Wiener Verfasser zusammengestellt, eine Erzählung der „Schwänke des Pfaffen vom Kahlenberg". Sie war im 14. und 15. Jahrhundert ein vielgelesenes und vielgedrucktes Buch und kam auch nach Frankreich. Auf diese Weise ist dort Calembourg der Ausdruck für einen mehr burlesken, possenreisserischen Witz geworden und endlich für die verbreiteste Witzart, für den Wortwitz. Aus dem dann auch bei uns in Deutschland verwendeten Fachausdruck „Calembourg" ist dann durch einen echten Kalauer, einen blossen Wortwitz, der volkstümliche Ausdruck „Kalauer" geworden. Ein Stücklein Weltgeschichte der munteren Laune liegt in dieser dreieckigen Wanderung — Wien-Paris-Berlin — des Wortes Kahlenberg.

Die handelspolitische Ausstrahlung der bulgarischen Waffenerfolge.

Von Fabius.

Aus den Friedensverhandlungen wird zweifelsohne ein verjüngtes und vergrössertes Bulgarien, das als Volksstamm einen Einheitsblock darstellen wird, hervorgehen. Die herrlichen Waffenerfolge, die Bulgarien an der Seite seiner Bundesgenossen erstritten, werden ihre gewichtige Sprache am Beratungstische nicht vergebens erhoben werden. Aber schon jetzt, bevor noch die Konferenzen am grünen Tische aus der Vogelperspektive sichtbar sind, muss Bulgarien daran denken, das neue Haus zu bestellen. Vor allem soll dieses wohnlich und behaglich gemacht werden. Gesunde, praktische Räume, die Licht und Luft hereinlassen, soll es haben und Türen und Tore sollen weit geöffnet sein. Es wird daher für die massgebenden Kreise darauf ankommen müssen, der Handelspolitik jene Richtlinien zu weisen, die eine Erstarkung und Entwicklung des Wirtschaftslebens zu verbürgen geeignet sind. Die Handelspolitik ist jene ins Praktische umgesetzte Denkarbeit, welche die wirtschaftlichen Blutbahnen eines Staates reguliert. Von welcher Bedeutung dieselbe ist, liegt auf der Hand. Die Vorgeschichte des Weltkrieges und sein Verlauf bestätigen diese bekannte Wahrheit und geben auch Aufschlüsse über den ganzen Fragenkomplex. Wir ersehen hieraus, dass die Wohlfahrt eines modernen Staates mehr als jemals von seinen materiellen Gütern, von Naturschätzen und von seinen Verkehrs- und industriellen Anlagen abhängt. Der Umsatz bringt den befruchtenden Goldstrom ins Land, der nicht nur bewirkt, das jeder Bürger sein Huhn im Topfe hat, sondern der auch ermöglicht, das geistige und kulturelle Niveau zu heben. Das alles macht der Handel. Nun aber kann seit altersher beobachtet werden, dass Handel und kriegerische Macht sich in innigster Wechselbeziehung zueinander befinden. Hinter dem Handel müssen Bajonette und Kriegsschiffe stehen, solange es missgünstige Nachbaren gibt. Die kriegerische Kraft

erst verleiht dem Handel die Entwicklungsmöglichkeit. Andererseits kann der durch den Handel herbeigeführte Goldzufluss jederzeit direkt oder indirekt in kriegerische Kraft umgesetzt werden. Der Gebrauch derselben sollte allerdings nur in Uebereinstimmung mit der Moral sich befinden, doch ist das auf diesem irdischen Jammertal nur selten der Fall. Ein klassisches Beispiel für das Angeführte ist England. England hat seit Jahrhunderten das Monopol des Welthandels, also vornehmlich des Ueberseehandels, vermöge seiner dominierenden Seemacht an sich gerissen und wurde dadurch zum reichsten Lande der Welt. Jede Konkurrenz wurde von ihm niedergeschlagen. Zur See herrschte es ohnedies unumschränkt und zu Lande kaufte es sich Hilfsvölker, die seine Kriege ausfochten. Wir sehen dasselbe Spiel, welches die Katastrophe des Weltkrieges herbeiführte. Der gefährlichste Konkurrent, „Deutschland", sollte unschädlich gemacht werden. Darum kaufte England die Waffen der ganzen Welt und als dieselben zur Niederzwingen des vermeintlichen Nebenbuhlers nicht ausreichten, sprang es selbst mit einer aus dem Boden gestampften gewaltigen Heeresmacht zu Lande ein. So etwas vermochte nur ein Staat zu tun, der über so reiche Mittel verfügte, wie England. Aus dem Gesagten geht deutlich die Umwandlung kriegerischer Kraft in Handelsgeltung und umgekehrt hervor. Dass die Moral bei England abseits vom Wege steht, ist ebenso klar. Aber gleichfalls klar ist es, dass andere Völker auch an der Sonne leben wollen und dass sie demzufolge stets gewärtig sein müssen, sich ihren Platz zu erkämpfen. Darin besteht die Wechselwirkung zwischen Schwert und Fracht. Bulgarien hat sich vermöge seiner Waffenerfolge die Basis geschaffen, die eine Entwicklung seines Handels gewährleisten muss. Die Aufgabe seiner Handelspolitik dürfte nun darin bestehen, den wirtschaftlichen Kreislauf in die richtigen Bahnen zu leiten und denselben bis zu den Toren des Weltverkehres zu erweitern. Bulgariens künftige Handelspolitik könnte daher, abgesehen von den allgemein gültigen, noch nachstehende besondere Gesichtspunkte umfassen: Entwicklung des Seehandels durch allmähliche Bildung, beziehungsweise Vergrösserung seiner Handelsflotte. Damit im Zusammenhange Ausgestaltung der Handelshäfen am Schwarzen Meere und an der Aegäis. An der Schwarzen Meeresküste wäre Konstantza als natürlicher Hauptstapelplatz zu installieren. Von nicht minderer Bedeutung würde sich die Wahrung der bulgarischen Handelsinteressen an der Aegäis als des Ausganges in das offene Meer darstellen; hier wird die Zukunft etwas Positives schaffen müssen. Ausbau und Verästelung des Verkehrsnetzes, wobei die Sicherheit des ungehinderten Anschlusses der Hauptschlagadern des Landes an den Weltverkehr ausschlaggebend wäre. Die Linie Sofia —Nisch—Belgrad darf nie mehr durch einen böswilligen Nachbar unterbunden werden. Das Gleiche gilt von der Donaustrasse. Es muss die Garantie geschaffen werden, dass dieselbe in ihrer ganzen Ausdehnung von den Anrainern, also auch von Bulgarien, unter allen Umständen frei und ungehindert benützt werden könne. Eine Sperrung der Donaulinie durch Serbien und Rumänien, wie sie bis vor kurzem von diesen Staaten praktiziert wurde, muss künftig ausgeschlossen sein. Hebung der eigenen Produktion. Eine gesunde Handelszollpolitik. Mit einem Worte, es wäre alles zu tun, um Bulgarien in den Weltverkehr hineinzuschieben. Bulgarien ist zwar vorwiegend ein Agrikulturstaat, es wird aber das Bestreben platzgreifen müssen, auch der Industrie entsprechende Geltung zu verschaffen, weil Handel und Industrie in enger Verbindung zueinander stehen. Zu den Voraussetzungen für das Gelingen einer solchen Handelspolitik gehört jedoch ein gutes freundschaftliches Verhältnis zu den Nachbarstaaten, vor Allem zur mächtigen Donaumonarchie. Aus verschiedenen Gründen, aus politischen, materiellen und ethischen, die nicht weiter erörtert werden müssen, weil sie jedem Einsichtigen ohnehin geläufig sein dürften. Der Weg von Bulgarien nach dem Westen und Norden Europas in die grosse Verkehrswelt führt über Oesterreich-Ungarn. Das scheint ein Hauptgrund zu sein. Oesterreich-Ungarn wird sich sicherlich als verlässlicher Nachbar erweisen und hilfreich die Hand bieten, damit Bulgarien seinen wirtschaftlichen Aufschwung, der den Boden für den kulturellen vorzubereiten hat, ungehemmt verwirklichen könne. Von diesem Geiste gegenseitigen Vertrauens und freundnachbarlicher Gesinnung müssten die zwischen den Kontrahenten abzuschliessenden Handelsverträge erfüllt sein.

(„B. H.-Z.")

SPORT.

Fussballwettspiel 3. Leg. Inf.-Reg. — „Cracovia". Sonntag, den 5. August findet ein Fussballwettspiel zwischen der Mannschaft des 3. Legionen-Infanterieregiments und der „Cracovia" statt. Der Leiter der Legionenmannschaft ist ein bekannter Krakauer Sportsmann. Nach seinen Angaben ist die Mannschaft des dritten Regimentes der des fünften vollständig ebenbürtig. Wie bekannt, konnte aber „Cracovia" gegen die Mannschaft des fünften Regimentes nach erbittertstem Kampfe nur äusserst knapp **2:1** siegen. Es ist also zu erwarten, dass auch das Wettspiel „Cracovia" — 3. Legionen-Infanterieregiment nicht weniger interessant und spannend sein wird. Der Anfang des Wettspieles, das bei jeder Witterung stattfindet, wurde mit Rücksicht auf die Hitze auf 5 Uhr 30 Min. nachmittags festgesetzt.

5. August.

Vor drei Jahren.

Die Deutschen stürmen Kibaty und besetzten auch Weljun. — „Goeben" und „Breslau" bombardieren algerische Küstenplätze.

Vor zwei Jahren.

Die Truppen der Verbündeten sind in Warschau und Iwangorod eingerückt. — Zwischen Weichsel und Bug dringen wir nach Norden vor. — Im Görzischen beiderseits heftiges Artilleriefeuer. — Im Westen keine grösseren Ereignisse.

Vor einem Jahre.

In den Karpathen gewannen wir weiter Raum. — Nordwestlich von Zalocze wurden feindliche Uebergangsversuche über den Sereth vereitelt. — Starke italienische Angriffe auf die Hochfläche von Doberdo wurden abgeschlagen. — Gegen den Görzer Brückenkopf unterhielt der Gegner schweres Geschützfeuer. — Die Kämpfe nördlich der Somme dauern an. — Auch rechts der Maas entwickelten sich beim Werk Thiaumont neuerlich erbitterte Kämpfe.

Spielplan des Stadttheaters J. Słowacki

vom 4. bis 5. August 1917.

Opernsaison 1917.

Samstag, den 4. August: „Orpheus" von Gluck.
Sonntag, den 5. August: „Orpheus" von Gluck.
Sonntag, halb 4 Uhr nachmittags: „Janek" (bei ermässigten Peisen).

Beginn der Vorstellungen um halb 8 Uhr abends.

DIE HETZJAGD.

Roman von **Fedor von Zobeltitz.**

(69. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

„Und an seine Grausamkeit Lili gegenüber, seine eifersüchtige Bewachung und an die Plötzlichkeit, mit der er alles los werden möchte, was ihn an sie erinnert . . . Aber sei's wie es sei. Sie haben meinen Zettel richtig verstanden?"

„Das wohl, aber ich gestehe, dass ich Ihrer Bitte nur ungern gefolgt bin."

„Weshalb? Es kann Ihnen gleichgültig sein, ob Dittmar heute schon erfährt, dass Sie auf eine Ehe mit Lili verzichten, oder erst in vier Wochen. Andrerseits liegt die Sache so, dass man ihn notgedrungen in Täuschung erhalten muss, bis die Mündigkeit Lilis rechtlich erfolgt ist, bis sie also ihre Freiheit hat. Sie hörten, dass er grosse Lust verspürt, seine Vormundschaft niederzulegen. Und der neue Vormund könnte auch neue Schwierigkeiten machen."

„Alles möglich, sogar wahrscheinlich. Aber ich habe um Gottes willen mehr zu tun als Lili zwecklos nachzureisen."

„Das brauchen Sie auch gar nicht. Es genügt, wenn Dittmar bei der Ansicht bleibt, dass Sie Lili heiraten wollen. Ueberlassen Sie alles Weitere mir, wenn ich bitten darf. Ich weiss, dass Fräulein Böninger im Mena House zu logieren pflegt. Wenigstens war das vorjährig der Fall. Sie liebt nicht das geräuschvolle Leben in der Stadt. Ich werde an sie telegraphieren und mich erkundigen, ob Lili bei ihr wohnt."

Reinhard nahm seinen Hut. „Einverstanden. Bei allem Interesse für Lili liegt mir doch viel daran, mich nach Möglichkeit zurückzuhalten."

„Und Ihr Entschluss steht unwiderruflich fest?"

Steffani schaute auf. Sein Auge traf das Eisengraue des andern.

„Welcher Entschluss?"

„Lili nicht zu heiraten."

„Herr Graf, ich verstehe nicht recht, dass Sie noch einmal darauf zurückkommen," entgegnete Reinhard mit gehobener Stimme. „Ihre offenherzigen Erklärungen haben mir das vollends unmöglich gemacht . . ." Er wollte noch ein scharfes Wort hinzufügen, wurde aber wieder unsicher. Seine eigenen Lebenstendenzen waren nicht so geschaffen, dass er den Entrüsteten spielen konnte . . . „Darf ich mich verabschieden?"

Löwenclau führte auch ihn durch das Atelier zurück. Er deutete auf die Sphinx.

„Das sollte mein Hochzeitsgeschenk sein," sagte er.

„Es wird sich auch anderweitig verwenden lassen."

„Noch einen Moment, Herr Steffani," bat Löwenclau. „Wie lächelt die Sphinx? Ich stritt vorhin mit Dittmar darüber."

Reinhard war stehen geblieben. „Wie sie lächelt? So, ich glaube, sie lächelt über uns."

Löwenclau nickte. „So ist es. Aber ich werde ihr das Grinsen vertreiben . . . Treten Sie zurück, Neumann," rief er dem arbeitenden Steinmetz zu. Dann nahm er einen Hammer vom Boden auf, schwang ihn und traf die Sphinx auf den lächelnden Mund, dass der Marmor splitterte. Er war totenbleich dabei.

Der Steinmetz schrie auf. „Aber Herr Graf!"

„Wozu das, Herr Graf?" fragte auch Reinhard.

Löwenclau liess den Hammer fallen. Im Grau seines Auges glomm ein unheimliches Licht.

„So sollte sie lächeln, wenn sie in Ihrem Hause gestanden hätte," sagte er. „Aber nun hat die Pointe ihren Witz verloren . . . Wir wollen wieder den Knaben mit der Schleuder in Arbeit nehmen, Neumann . . ."

Er schritt voran dem Ausgang zu. Reinhard folgte ihm schweigend.

9.

Draussen schneite es in dicken Flocken. Autos und Droschken waren weit und breit nicht zu sehen und Reinhard musste sich daher entschliessen, in die elektrische Bahn zu steigen, wenn er nicht in fünf Minuten in einen Schneemann verwandelt werden wollte.

Er war froh, dass er den letzten Besuch hinter sich hatte. Ein wunderlicher Heiliger, dieser Graf Löwenclau. War es nötig gewesen, das Sphinxgesicht in Trümmer zu schlagen? Vielleicht doch . . . sonst hätte er den Hammer auf den Schädel Reinhards niederfallen lassen. Denn sicher: in der seelischen Vielheit dieses Mannes lebte auch ein regelrechter Hass gegen den, der nicht so wollte wie er. Ein plötzlich erwachter Hass — aber er war da. Und tobte sich aus. Die Sphinx sollte lächeln über eine Ehe, die kein Bund war, sondern eine leicht wieder lösbare Schleife; keine irdische Ewigkeit, sondern nur ein verlängerter Augenblick; kein Lebensplan, sondern eine Episode.

(Fortsetzung folgt.)



SONNTAGS-BEILAGE DER „KRAKAUER ZEITUNG“



Im Buchmann-Häusel.

Skizze von **Ernst Nicolas** (Berlin).

Es war das letzte im Dorf; ganz oben, dicht am Walde stand es und blinzelte aus seinen kleinen trüben Fenstern unter dem weitherabgerutschten Schindeldach müde und schläfrig ins Tal. Es war alt und baufällig, und seine Bewohner, die beiden alten Buchmann-Leute, waren selber schon zu zerfallen, um dem Verfall ihres Häusels Einhalt tun zu können. Besonders seitdem der Sohn im Felde war, alterten sie und das Schindelhaus und taten dem Gram Herz und Tür auf.

Als der Briefträger heut im Buchmann-Häusel einen Brief abzugeben hatte, waren die beiden Alten nicht daheim. Er klemmte ihn also zwischen Tür und Pfosten, wischte sich, in dem mageren Schatten des Hauses verweilend, den Schweiss von Stirn und Mützenrand und ging weiter durch die drückende Sommersonne über den Berg der nächsten Ansiedlung zu —

Erst am Abend kamen die Buchmann-Alten mit einem quietschenden Wägelchen aus dem Walde; sie hatten Reisig gesammelt. Der alte Buchmann zog die schwankende Fuhre, und die blinde Greisin schob. Mit brechenden Beinen keuchten sie die letzte Steigung zu ihrem Häusel hinan; schweissig und zottelig hingen ihnen die spärlichen weissen Haare in die verwitterten, müden Gesichter.

Der Alte liess den Strick von der Schulter fallen, die alte Mutter sank erschöpft auf die Bank neben der Tür.

„Ja, ja, Mutter, der Blasbalg, gelt?“

„Der Blasbalg und die Hitze!“

Der Greis liess die trüben Augen über den Himmel gleiten. „Heut nacht kommt's Wetter,“ tröstete er. „Es steigt schon übern Berg.“

„Ja, ja, not wär's schon!“

Der Alte ging zur Tür und zog den Brief heraus.

„Mutter! Der Briefträger ist dagewesen.“

„Je! Vom Bertel gewiss —!“

„Wart auch, wart; ohne Brille les ich's nimmer.“

Sie sperrten die Tür auf und traten in die niedrige Stube, wo es schon fast dunkel war und muffig nach verbrauchter Luft roch. Die Katze sprang von der Bank und machte einen hohen Buckel. Die Greisin tastete sich zum Ofensitz, während der alte Buchmann die eiserne Brille auf die Nase schob. Es war erwartungsvoll still, nur der altväterische Säger tickte laut und hart. Der Alte wendete den Brief hin und her, las mehrmals die Aufschrift und schüttelte den Kopf. Dann schnitt er das Schreiben auf.

Die blinde Buchmann-Mutter in der dunklen Ofenecke sass regungslos und lauschte zum Fenster hin. Das Papier knisterte, der Alte schob die Brille vor und wieder zurück, als sässe sie nicht richtig und schien grosse Mühe mit dem Lesen zu haben.

„Was schreibt'n derBertel?“ fragte endlich die geduldige Greisin.

Der Mann sah nicht auf und antwortete auch nicht. Der Säger ruckte, als liesse er die Zeiger fallen und schnarrte hastig acht Schläger herunter.

„Schreibt er soviel — der Bertel?“

Der alte Buchmann las längst nicht mehr; mit seinen krummen verarbeiteten Fingern faltete er den Brief behutsam zusammen und sagte leise:

„Der Bertel . . . hat nicht geschrieben.“

Die Frau horchte auf.

„Nicht der Bertel? Wer schreibt'n sonst? Da ist es wohl überhaupt kein Feldpostbrief?“

„Doch, Mutter, aus dem Felde ist er schon. — Sein Hauptmann schreibt.“

„Sein Hauptmann? Je, was hat 'n der Bertel da angestellt? So rede doch, Mann!“

Der Buchmann-Vater öffnete mehrmals die trockenen Lippen, ohne einen Laut hervorbringen zu können; endlich sagte er mit bebender Stimme:

„Der Hauptmann schreibt . . . er schreibt, dass der Bertel bei einem Sturmangriff . . Sturmangriff . . . sehr tapfer gewesen ist — jaja, so schreibt er! — und dass er, dass der Bertel, weil er ein . . . gar so braver Soldat war, dass er darum . . . auch . . . befördert worden ist.“

„Sieh doch, Mann! Das schreibt der Hauptmann extra an uns! Der Bertel — je je!“

Sie legte die welken Hände ineinander, ein stiller Glanz von Heiterkeit breitete sich über ihr verrunzeltes Gesicht. Ein Weilchen herrschte Stille in der dunkelnden Stube.

„Wie schreibt der Hauptmann —: weil er ein gar so braver Soldat war —? Lies mir's doch vor, Mann!“

Der Alte faltete den Bogen wieder auseinander, aber es wollte nicht recht gehen mit dem Lesen, das Papier zitterte vor seinen Augen auf und nieder; hilflos rückte er an der verbogenen Brille.

„'s geht nimmer, Mutter“, sagte er dann. „Die Sonne ist schon hinterm Berg. Lass auf morgen.“

Er stand mühsam auf und ging schleppend zur Tür hinaus. Die Frau begann, am Herd zu hantieren; sie hatte kein Augenlicht dazu nötig, alles und jedes hatte seinen Platz, sie brauchte nur hinzulangen; es waren dieselben Handgriffe, jahraus, jahrein. Sie dachte an ihren Bertel, und der Stolz ihrer Seele kam in einfältigen gemurmelten Worten über ihre Lippen.

Als es dann im Topf zu brodeln begann, und der Deckel auf und ab tanzte, tastete sie sich aus der Tür. Draussen lauschte sie.

„Mann!“

Der alte Buchmann hob erschrocken denKopf aus den Händen und stand müde auf von der Bank neben der Tür.

„Wo bist'n? Die Suppe ist fertig.“

„Ich komme schon, Mutter.“

Die blinde Alte stutzte; jetzt erst fiel ihr der gebrochene Ton in der Stimme ihres Mannes auf.

„Was ist dir'n, du?“ Bist du krank, Mann?“

Der Alte sah ihr mit einem trostlosen Blick ins Gesicht.

„Krank bin ich nicht; wir werden halt alt, Mutter. 's war vielleicht ein bissel viel heut.“

„Ja, ja, die Knochen! — Was macht'n der Himmel?“

„Ist alles dick grau. Da! Da brummt's schon hinterm Berg.“ —

Dann sassen sie sich in der nun fast finstern Stube gegenüber u. schlürften ihre Abendsuppe. Schweigsam verlief das Nachtmahl der Alten,

Mann über Bord.*)

Wenn uns auch die Tätigkeit, die wir uns wünschten, versagt blieb, litten wir doch nicht an Langerweile. Bei kalten Winden stundenlang auf der Brücke zu stehen, oft nass wie eine aus dem Wasser gezogene Katze, macht so müde, dass man den grössten Teil der übrigen Zeit verschläft, wenn nicht kleineSchäden am Schiff, die tagelanges schweres Arbeiten gegen wilde See stets mit sich bringt, Beschäftigung verschaffen.

Es war wieder einmal so, dass die Wache auf dem Turm sich mit Draht festbinden musste, um nicht über Bord geschlagen zu werden. Alle Mann natürlich nass bis auf die Haut. Das reine Amphibiumdasein, immer abwechselnd in der Luft und im Wasser. Solch Wetter braucht nicht drei Minuten, um auch das beste Oelzeug zu durchdringen. Eigentlich ist es also zwecklos, die Kleider zu wechseln, und doch wird mit der Zeit der Zustand so ungemütlich und die Sehnsucht, wenigstens für ein paar Minuten wieder mal trockenesZeug am Leibe zu haben, so gross, dass man doch in die Maschine hinabsteigt und sich umzieht.

Ich stand halbnackt unten und wollte mir gerade mit geniesserhaftem Behagen ein trockenes Hemd über den Kopf ziehen, als plötzlich der Maschinentelegraph zu rasseln begann. Was konnte jetzt von der Brücke herunterbefohlen werden? Nichts Gutes ahnend stürzte ich hinzu.

„Aeusserste Kraft zurück!“

Das sagte mir unter diesen Verhältnissen soviel, als ob dort auf der Scheibe „Mann über Bord!“ gestanden hätte.

Jeder hier unten wusste, was geschehen war, schon bevor der Ruf von Mund zu Mund durch das ganze Boot weitergegeben war. Trotzdem wurde kein überflüssiges Wort gesprochen.

Während ich mich in grösster Eile zwischen den an den grossen Dieselmotoren beschäftigten Leuten hindurchdrängte, sah ich die Maschinisten genau so ruhig wie bei dem gleichgültigsten Manöver die erforderlichen Bedienungsgriffe ausführen.

Der wachhabende Offizier erkannte mich am Schritt. Gleich dem Ausguckposten schaute er scharf nach hinten aus. Ohne das Glas von den Augen zu lassen, meldete er: „Herr Kapitänleutnant, Jansen ist über Bord geschlagen worden.“

„Ich übernehme das Kommando. Wo ist er?“

Kaum hatte ich die Frage gestellt, sah ich ihn auch schon in dem vom Sturm gepeitschten Gewoge treiben, bewegungslos, mit dem Gesicht nach oben. Die noch vom Oelzeug festgehaltene Luft musste ihn noch über Wasser halten, denn ich erinnerte mich: Jansen gehörte zu denNichtschwimmern.

Das Rettungswerk war schon im Gange. Ohne einen Befehl abzuwarten, hatte unser tüchtiger Ritsch den immer auf demTurm bereitliegenden Rettungsring mit der daran befestigten Leine über einen Arm gestreift und war damit auf das Heck zu gelaufen. Ein anderer hinter ihm her. Prächtige Kerle! Sie sahen klar vor Augen, in welcher Gefahr ihr eigenes Leben schwebte, und zögerten dennoch keinen Augenblick, es für den Kameraden einzusetzen.

Ich auf dem Turm bangte sicher mehr für das Leben der beidenWackeren als sie selbst. Es sah schauerlich aus, wie sie sich alle paar Schritte vor einer daherbrausenden See mit beiden Händen an der Reling festklammerten und sekundenlang in der gewaltigen blauen Wassermenge eingeschlossen blieben. Bei jedem neuen Anprall fürchtete ich, auch sie über Bord gehen zu sehen, doch unbeschädigt langten sie am Heck an.

Ich hatte mit den Manövern, die ich dem Steuermann zurief, ein merkwürdiges Glück. Obgleich das Boot auf und nieder und zur Seite geschleudert wurde, dass es nicht ganz genau in einer bestimmten Richtung zu halten war, kam doch das Heck so nahe an den Ertrinkenden heran, dass die beiden Retter ihn beinahe vom Deck aus mit den Händen packen konnten.

Jansen lag immer noch wie tot im Wasser, trotzdem warf im Nitsch im geeigneten Augenblick die von der Leine gehaltene Boje zu. Und nun kam plötzlich Leben in die treibende Gestalt. Augenblicklich griff eine Hand nach der Leine, auch die andere klammerte sich fest, und schon hatten vier kräftige Arme die Kleider gepackt.

*) Aus dem Buche „300.000 Tonnen versenkt! Meine U-Boots-Fahrten“ von Kapitänleutnant Max Valentiner. Der Verfasser ist der Kommandant von „U 38“, der nach seinem Vorstoss gegen Madeira den „Pour le merite“ erhalten hat. Er schildert hier seine ganze an Erfolgen und Abenteuern reiche Tätigkeit im Mittelländischen und Schwarzen Meer. Das Buch gelangt soeben als neuestes „Ullstein-Kriegsbuch“ zum Preise von K 1.60 illustriert zur Ausgabe.

jeder hing seinen Gedanken nach. Mehrmals war es, als wollte der Greis etwas sagen, doch er verschloss immer wieder den zahnlosen Mund und schwieg. Aber die dumpfe Verzweiflung in seinen Augen wuchs und grub zitternde Furchen um seine Lippen.

Die Buchmann-Mutter stellte der Katze ihren Teller hin und spülte das Geschirr ab. Plötzlich hielt sie inne in ihrer Arbeit.

„Warum hat er'n eigentlich nicht selber geschrieben?"

„Hnn? Der Bertel?" Der Alte verkroch sich tiefer in die Ecke. „Er wird wohl halt jetzt viel zu tun haben. Vielleicht auch — vielleicht will er auch ein bissel ausruhen — nach der schweren Arbeit."

Die Alte nickte sinnend.

„Das soll er man tun," sagte sie. „Ruhe wird er gebrauchen können."

Der Greis rückte aus seinerEcke hervor, es war wieder, als wollte er etwas reden; er öffnete mehrmals den Mund, er kaute an seinen Worten, aber nichts als ein undeutliches Murmeln war zu hören. Und auch dieses verschluckte das dunkle Grollen, das von draussen hereinklang.

Ein Wind hatte sich erhoben, er sprang dem nahenden Wetter voraus und blies in die Schindeln des Buchmann-Hauses. Der Alte ging und verriegelte Türen und Fenster. Dann zogen sich die Buchmann-Alten aus und türmten die buntkarierten schweren Betten über ihre müdgeschundenen Leiber.

Der alte Buchmann lag und starrte auf die kleinen Fenster, die bald bleich aufflammten, bald wieder im Dunkeln versanken. Der Wind schwoll an und schüttelte die Tannen hinterm Hause. Das Waldesausen klang in die bohrenden Gedanken des Alten und nahm sie auf und trug sie fort und brachte sie wieder. Immer dasselbe, immer dasselbe!

Er lauschte hinüber zum andern Bett. Schlief sie? Es schien so. Der immer wachsende Wind in den Tannen und in den Schindeln und losen Brettern des Häusels verschlang ihren Atem. Nur der Säger mit seinem harten Pulsschlag bahnte sich seinen Weg, unbekümmert um den singenden, wilden Wind.

„Mutter!"

Keine Antwort. Sie schlief also. Trotz Sturm und Blitz und Donner. Trotzdem Bertel —! Der Greis ächzte und warf sich unter seinem schweren Bett umher.

Die Stube stand fast dauernd im bläulichbleichen Licht und erbebte unter der Wucht des Donners. Da! Was war das? Der Alte stützte sich auf im Bett und stierte in die Finsternis, dorthin, wo die Tür war. War da nicht jemand eingetreten? Kein Blitz wollte jetzt flammen. Aber es war dem Alten, als schimmerte es dort bleich von der Wand. Wer stand dort? Bewegte es sich nicht schwebend an der Wand hin? Jetzt hielt es beim Säger! Dem Alten begann vor Furcht der Unterkiefer zu schlagen, kalter Schweiss klebte ihm die dünnen Haare an den Schädel. Bertel! durchzuckte es ihn: Bertels Geist!

„Mutter!" flüsterte er und noch einmal lauter, heiser und würgend: „Mutter!"

Jäh zerriss ein heller Blitzstrahl die Finsternis, der Alte kniff die Augen zu und vor dem krachenden Donner zog er das Bett über die Ohren.

Es war wieder ruhig und dunkel bis auf den Sturm, der um das Häusel sang. Es knackte in den Dielen und in der Wandverschalung: der Alte lauschte mit aufgerissenen Augen; den bleichen Schimmer konnte er nirgends mehr entdecken; er lauschte dem Sturm, der im Walde seine unheimlichen Singstimmen übte und hin und hersprang und von der Aussenseite des Häusels ein gelockertes Brett losreissen wollte; mit Seufzen und Schurren versuchte sich der Wind an dem Brett.

Der Greis lag und lauschte und starrte in die Finsternis; plötzlich setzte er sich mit einem Ruck auf: der Säger! er hörte den Säger nicht!

Zitternd kroch er aus dem Bett und ging hinüber zu der alten Uhr. Er legte das Ohr an das Gehäuse: da drinnen war alles still.

„Mutter!" Er tastete sich zum Bett der Greisin. „Mutter!" Seine Hände glitten über ihr Bett. „Kannst du 'n schlafen, Mutter? Was schläfst'n, du!" Er fühlte ihre Schulter unter seinen bebenden Fingern. „Ich konnt's dir ja vorhin nicht sagen, du... ich wollt's dir ja erst morgen sagen... Der Bertel, unser Bertel, Mutter! Er ist ja tot, der Bertel!... Gefallen auf dem Felde der Ehre!... so schreibt der Hauptmann. — Du!! Was sagst'n nichts —?!"

Ein langdauernder Blitz leuchtete herein; die blinde Buchmann-Mutter lag stumm und steif in ihrem Bett, ihr Mund lächelte; sie hatte den Brief des Hauptmannes wie sie ihn wusste, mit hinübergenommen. Das hatte ihrem Gesicht stillen Frieden gegeben.

Der Alte taumelte auf. Dann schüttelte er die Tote und fuhr mit fliegenden Händen über ihr Gesicht.

„Du!" keuchte er, „Du, was machst'n? So wach doch auf! Mutter! Du kannst mich doch nicht ganz alleine lassen! Wie soll ich'n das ertragen?!"

Stolpernd tastete er sich zum Herd und suchte nach den Zündhölzern, immer vor sich hinsprechend: „Wie soll ich'n das ertragen?! Wie soll ich'n das ertragen!?" Endlich hatte er Zündhölzer und Kerze und machte mit zitternden Fingern Licht. Dann trat er wieder an das Bett der Toten.

„Hach, du, wie du lachst! Wie kannst'n lachen? Lüge ist das, Mutter; das glaubt dir der Herrgott nicht, dass du lachst, wo der Bertel da draussen irgendwo begraben liegt. Unser Bertel, du! Gefallen auf dem Felde der Ehre! Wie kannst 'n da lachen?!"

Die Kerze warf ihren unruhigen Schein über das friedliche Antlitz der Greisin; das huschende Licht nahm dem Lächeln um ihren eingefallenen Mund alle Leichenstarre. Sie lachte geradeso wie früher, als Alter, Blindheit und der Gram um den Bertel noch nicht waren. Der Buchmann-Vater starrte sie nur immer an und begriff sie nicht.

„Wie kannst'n lachen, du! Unser Bertel —! Wie kannst'n da lachen!"

Das Wetter schlug den nahen Berg mit Keulen und warf die Tannen durcheinander. Das alte Buchmann-Häusel winselte unter des Sturmes wilden, reissenden Händen zum Erbarmen. Der Alte in der Stube hatte die Kerze auf einen Stuhl gestellt und sich auf den Rand seines Bettes gehockt. Er blickte unverwandt auf die Tote, über deren Gesicht dann und wann ein Blitz hinleuchtete. Seine erschrockenen, blutleeren Lippen mahlten in einem fort murmelnd aufeinander.

Ein greller Strahl fuhr in der nächsten Nähe des Häusels nieder, sekundenlang sahen im fahlen Licht die Obstbäume und ein ganzes Stück Tal zum Fenster herein; und unmittelbar darauf ging knallend und prasselnd ein mächtiger Donnerschlag auf das Schindeldach nieder. Der Alte war zusammengefahren.

„So haut's nun auf uns 'runter," murmelte er, „so Schlag auf Schlag. Man denkt, man möcht's nicht ertragen, aber 's erschlägt einen nicht. — Was haut's nicht 'rein in die Stube? Die Mutter hat's getroffen. Hach! da liegt sie nun und tut gar einen Lacher. Und den Bertel hat's getroffen. Auf dem Felde der Ehre! Mich duckt's bloss."

Dürr und zitternd richtete er sich auf und hob die Arme gegen die niedrige Balkendecke: „Was haut's nicht 'rein in die Stube?! Was geht's immer vorbei?! Hä? der liebe Gott gönnt mir wohl's Lachen nicht?!"

Murrend rollte ein Donner heran und entlud sich über dem Hause; der Greis stand noch immer mit aufgereckten Armen, seine kleinen Augen starrten in das flackerndeKerzenlicht. Dann kam ein gluckerndes, abwesendes Lachen über seine Lippen. Vorsichtig, immer als lauschte er nach innen, ergriff er die Kerze und tappte auf nackten Füssen, nur mit dem Hemd bekleidet, zur Tür hinaus.

Die Tote blieb allein, einzig das Wetterleuchten flammte über sie hin und besah sich ihr friedliches Lächeln. Und über die niedrige Balkendecke ging nun ein Schleifen,Tappen und Knacken. Und dann verstummte es wieder.

Der alte Buchmann-Vater trat wieder in die Türe. Die Kerze beleuchtete sein Gesicht, über dem ein schadenfrohes, irres Lächeln war. Mit einem scheuen, bösen Seitenblick auf die Tote ging er an sein Bett, kroch hinein und blies die Kerze aus.

Trocken und tückisch lachte er auf und zog das Bett hoch ans Kinn hinauf.

„Jetzt tu ich auch meinen Lacher," höhnte er zum andern Bett hinüber, „jetzt tu ich auch meinen Lacher!"

Als die Flammen die Bodentreppen heruntersprangen, vomSturm gehetzt, der heulend durch das zusammengesunkene Schindeldach gefahren kam, begann der Alte im Bett mit plärrender Stimme Choräle zu singen.

Viel später erst hob im Dorfe die Glocke an zu wimmern; da war oben im Buchmann-Häusel schon alles still.

Doch eine neue Gefahr drohte. Ich sah einen weissgekrönten Wasserberg auf die kleine Gruppe zurollen. Ich wollte einen Warnungsruf ausstossen, doch der Ton blieb mir in der Kehle stecken. Und wie hätte er auch durch den Sturm bis zum Heck gelangen sollen!

Gott sei Dank, auch Nitsch hatte die Gefahr erkannt. Mit einer blitzschnellen Bewegung warnte er den Kameraden. Zwei starke Fäuste klammerten sich am Boot fest; die beiden anderen mussten genügen, den Körper des Verunglückten zu halten. Da kam auch schon die See dahergebraust, überflutete alle drei mit brandendem Gischt, dass nichts mehr von ihnen zu sehen war.

Ein Ruck der starken Arme — Jansen war geborgen. Freiwillige sprangen vor, den Rettern beim Tragen über das ständig überflutete Deck zu helfen. Auch sie bekamen jetzt natürlich von dem Segen ab, der in Gestalt von Brechern und zischenden Spritzern dahergefegt kam, aber wem wäre es jetzt wohl auf ein paar Pfützen voll mehr oder weniger angekommen?!

Jansen sah übel aus, als er mit einiger Mühe auf den Turm gebracht wurde. Unbeweglich lag er da, mit vollkommen blau aufgelaufenem Gesicht. Leichter Schaum stand vor den fest aufeinandergepressten Lippen. Offenbar hatte er doch viel mehr Salzwasser schlucken müssen, als ein Mensch vertragen kann.

„Zuerst rasch das nasse Zeug vom Leibe," befahl ich. Es war bitterkalt an diesem Dezembertage, aber wir hatten keine Wahl. Das schwere Oel- und Lederzeug wäre bei den Wiederbelebungsversuchen zu hinderlich gewesen.

„Aber warum im Freien?" höre ich ausrufen. Ach könnte ich die Frager nur eine Nasevoll der dicken Oelluft einatmen lassen, die das Innere des Bootes erfüllt, dann verständen sie sofort, dass unten der Sauerstoff, der die Lungen wieder in Betrieb setzen sollte, nicht in genügender Menge zu haben war.

Endlich ein kleiner Erfolg: die Brust begann zu röcheln. Aber obgleich ständig drei Mann mit allen Kräften an demVerunglückten herumarbeiteten, war noch nach einer weiteren halben Stunde die Besinnung nicht wiedergekehrt.

Sollte doch alle Mühe vergeblich bleiben? Ich begann es zu fürchten. Um diesen ganz besonders tüchtigen Mann wäre es mir sehr leid gewesen.

Als ob ich ihn ins Leben zurückrufen könnte, beugte ich mich über ihn und brüllte ihm, so laut ich konnte, seinen Namen ins Ohr.

„Jansen, Jansen!" Das wiederholte ich ein paarmal. Plötzlich — nein, es war kein Irrtum — fühlte meine über dem Herzen liegende Hand, wie sich der Brustkasten hob. Und nun durchzuckte uns heisse Freude. Jansen schlug die Augen auf, blickte verwundert um sich und sagte, uns allen verständlich: „Ich dachte, ich wäre schon abgesoffen."

Ich sehe noch die blaurotenGesichter um mich her aufleuchten und habe sicher selber nicht weniger vergnügt dreingeschaut. Wie oft spricht man ein gedankenloses „Gott sei Dank!". In diesem Augenblick kam es mir aus tiefstem Herzensgrunde.

Nun brachten wir unserenMann ins Trockene Als er unten eine Magenstärkung erhielt, die ihn auch von innen erwärmen sollte, erholte er sich mit wunderbarer Fixigkeit. Aber auch die Retter kamen nicht zu kurz. Ritsch brauchte diesmal nicht erst daran zu erinnern, dass ein Ostpreusse ab und zu mal etwas Alkoholisches haben müsse. Mochte er auch tatsächlich mit vollem Bewusstsein der Gefahr für den Kameraden sein Leben eingesetzt haben: eine Rettungsmedaille oder eine andere sichtbare Anerkennung hatte er nicht zu erwarten, rechnete auch sicher gar nicht darauf. Da wollte ich ihm wenigstens auf andere Weise eine kleine Freude machen.

Jansen betrachtete es als Ehrensache, schon am folgendenTage wieder auf der Brücke Dienst zu tun. Nach den ersten Worten, die ich an ihn richtete, merkte ich, wie ihm das Herz voll war. Natürlich liess ich ihn reden. Und während er nun erzählte, kam es mir vor, als ob in seinen Augen das Leben seit dem vorhergegangenen Tage einen viel höheren Wert gewonnen habe. Mit sichtlicher Freude liess er die verschiedenen Abschnitte seines bisherigen wechselreichen Daseins an sich vorüberziehen. Zwei Jahre lang hatte ich ihn nun schon an Bord, aber in dieser Stunde lernte ich ihn erst eigentlich kennen. Der Gesamteindruck blieb indessen bestehen: ich besass in ihm einen vernünftigen, zuverlässigen Mann der guten Art, die wir bei unserer Marine brauchen, und ganz besonders auf unseren Unterseebooten.



FINANZ und HANDEL.

Der Rubelkurs. Mit Armee-Oberkommando-Verordnung wird laut Militär-Generalgouvernement-Erlass der Rubelkurs für das k. u. k. Verwaltungsgebiet in Polen bis auf weiteres mit 100 Rubel = K 300·— festgesetzt.

Der Verkehr mit Kerzen und ihr Preis wird durch Ministerialverordnungen dahin geregelt, dass Erzeuger, Händler und sonstige Besitzer und Verwahrer von Kerzen verpflichtet werden, ihre Vorräte, soferne sie eine Menge von 100 kg überschreiten, binnen acht Tagen nacht dem Stande vom 6. August d. J. der Petroleumzentrale schriftlich anzuzeigen. Alle nach dem Vorstehenden der Anzeigepflicht unterliegenden vorhandenen oder neu hinzukommenden Vorräte werden unter Sperre gelegt. Die Petroleumzentrale wird im Einvernehmen mit den politischen Landesbehörden die Verteilung der Kerzen organisieren. Gleichzeitig werden Höchstpreise festgesetzt für Kerzen jeder Art mit Ausnahme von Wachskerzen, Zeresin- und Altarkerzen. Hiernach darf von den Kerzenerzeugern höchstens ein Preis von K 250 für 100 kg frachtfrei gestellter loser oder paketierter Ware einschliesslich Kiste eingehoben werden. Den Wiederverkäufern ist bei der Abgabe von Kerzen an Kleinverschleisser oder bei Abgabe direkt an die Verbraucher ein Zuschlag von K 20 per 100 kg gestattet. Die Verordnung bestimmt die Höchstpreise für den Kleinverschleiss wie folgt: Für 1 Stück im Gewichte von 0.8 kg, sogenannte 8er Kerzen, 20 h, für 1 Stück im Gewichte von 1/16 kg, sogenannte 16er Kerzen, 10 h, für 1 Stück im Gewichte von 1/30 kg, sogenannte 30er Kerzen, 5 h. Vorhandene Vorräte von Kerzen in anderen als den eben genannten Grössen sind nach Gewicht und zwar zum Preise von höchstens K 3.20 per Kilogramm zu verkaufen.

Die österreichisch-ungarische Zahlungsbilanz wurde zuletzt im Jahre 1904 vom Finanzministerium veröffentlicht. Eine spätere Erhebung wurde kurz vor dem Ausbruche des Krieges eingeleitet, aber nicht zu Ende geführt. Nun veröffentlicht der Ministerialsekretär Dr. Bartsch einige interessante Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen. Der ausländische Besitz an österreichisch-ungarischen Wertpapieren wäre Ende 1913 mit 9761 Millionen Kronen zu bemessen, wovon 48·5 Prozent auf Deutschland, 32·8 Prozent auf Frankreich, 6·2 Prozent auf England, je 4 Prozent auf die Schweiz und Holland, 2·9 Prozent auf Belgien und 3 Prozent auf Italien entfallen. Der Herkunft nach stammten von diesen im ausländischen Besitz befindlichen Wertpapieren 5876 Millionen Kronen aus Oesterreich, 3784 Millionen Kronen aus Ungarn und 100 Millionen Kronen aus Bosnien. Interessant ist die Feststellung, dass seit dem Jahre 1903 der Besitz des Auslandes an österreichischen Wertpapieren um 932 Millionen Kronen zurückgegangen, jener an ungarischen Papieren um 849 Millionen Kronen gestiegen ist. Die Verschuldung der Monarchie an das Ausland belastet sie mit einem jährlichen Zinsen-, Dividenden- und Tilgungsaufwand von 351 Millionen Kronen. Demgegenüber wird der Besitz der Monarchie an ausländischen Werten mit Ende 1913 auf 900—1000 Millionen Kronen (darunter deutsche Werte 215, amerikanische 180, russische 63, englische 50, rumänische 38, französische 33 Millionen Kronen) geschätzt; er dürfte nach den jüngst durchgeführten Erhebungen Ende 1916 etwas grösser gewesen sein; der Eingang an Zinsen und Dividenden aus diesem Besitz wird mit 40 Millionen Kronen angenommen. Von den übrigen Faktoren der Zahlungsbilanz stellten sich vor dem Kriege zugunsten der Monarchie: der Zahlungssaldo aus dem Transportverkehr mit 70 Millionen, der Ertrag des Fremdenverkehrs mit 89 Millionen, und der Geldüberschuss aus der Wanderbewegung — im letzten Friedensjahr umfasste die überseeische Auswanderung aus der Monarchie nicht weniger als 309.950 Personen — 443 Millionen Kronen. Zu Lasten der Monarchie stellte sich der Saldo des Edelmetallverkehrs mit 4 Millionen Kronen und das Passivum ihrer Handelsbilanz mit 521 Millionen Kronen. Was sie vor dem Kriege in unerfreulicher Weise belastete, dass sie so wenig Waren ausführte, das wurde fast genau durch den Geldeingang aus der ebenso unerfreulichen Auswanderung und den Ertrag des Fremdenverkehrs ausgeglichen.

Kinoschau.

„KRIEGSFURSORGEKINO (OPIEKA)" der Festung Krakau. Zielona 17. — Programm vom 3. bis einschliesslich 6. August. An Wochentagen Beginn der ersten Vorstellung um 5 Uhr, der letzten um 9 Uhr. An Sonn- und Feiertagen Beginn um 3 Uhr. Ununterbrochener Einlass.

Messterwoche. Neueste Kriegsberichte. — **Naturaufnahmen.** — **Geheime Wege.** Drama in fünf Akten. — **Venus in der Maske.** Lustspiel. — **Militärmusik mit Harfenbegleitung.**

„K. u. K. FELDKINO", Fuhrenpark des k. u. k. Festungs-Verpflegsmagazins. (Eingang durch die Bosackagasse). Programm vom 4. bis 5. August:

Kriegswochenbericht. — **Das tapfere Schneiderlein.** Lustspiel in zwei Akten. — **Die Dämonin.** Drama in drei Akten. — **Polidor als Diener.** Urkomisch.

„SZTUKA", Janagasse. Programm vom 4. bis einschliesslich 7. August:

Welker Lorbeer. Drama in vier Akten. — **Lise im Felde.** Lustspiel in zwei Akten.

„WANDA", Ul. sw. Gertrudy 5. — Programm vom 3. bis 5. August:

Sascha-Messterwoche. — **Die Vergangenheit der Gräfin Maja.** Drama in fünf Teilen. — **Anna auf Freiersfüssen.** Lustspiel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.